



1925-11-08

Weltausstellung in Philadelphia

Ann Tizia Leitich

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251108&seite=33&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Weltausstellung in Philadelphia" (1925). *Essays*. 106.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/106

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Weltausstellung in Philadelphia.

Die Frage der Beteiligung Österreichs [Oesterreichs].

Von Ann Tizia Leitich.

In Philadelphia, Amerikas würdevollster und strengster Stadt, in der es so viel alte Häuser gibt, wie in kaum einer anderen der großen, reichen U. S. A.—mit Ausnahme von Neworleans—steht eines, das für den Amerikaner Nationalheiligtum ist, vor dem er den Hut zieht wie in einer Kirche. Es sind aber nicht die Schauer der Vergangenheit, die dem gegenwartsfreudigen, zukunftsgerichteten Amerikaner solchen Eindruck machen. Es ist die Tat, die dort vollbracht wurde, vor deren Wucht und Zielweite – auch wenn er sie nicht vollständig ermessen kann – er sich achtungsvoll und stolz beugt: sie spricht ihm aus der Würde der schmucklosen Wände; sie schwebt mit Adlerschwingen über dem Platz.

Dieses National-Heiligtum ist „Independence Hall“, wo die Begründer der amerikanischen Republik am 4. Juli 1776 die „*Declaration of Independence*“ (Unabhängigkeitserklärung vom englischen Mutterland) unterschrieben, die Thomas Jefferson verfaßt hatte, ein Stilist und Feuergeist ersten Ranges. Seitdem ist der 4. Juli der Nationalfeiertag der Amerikaner. Aber er ist im Bewußtsein der Nation mehr als die bloße Feier eines wichtigen geschichtlichen Ereignisses, bedeutet mehr als die Erinnerung an die Loslösung von England und die staatliche Selbständigkeit. Dieser Tag steht für die Freiheit kurzweg; für die Freiheit der Völker, der Menschen, des Individuums. Für etwas also, das heute noch nicht viel mehr ist als eine Idee, ein Ideal, von den hochbegabten Vätern des Landes, wie Washington, Jefferson und die übrigen führenden Geister im Freiheitskampf gern genannt werden, auf ihr Panier erhoben wurde und seitdem tief drinnen verankert ist im Bewußtsein der Nation.

1776 bis 1926 – das sind hundertfünfzig Jahre amerikanischer Unabhängigkeit. Hundertfünfzig Jahre sind seit der *Declaration of Independence* im kommenden Jahre verflossen: aber sie ist weder brüchig, noch grau, noch altersschwach. Sie ist in der lapidaren Sprache Jeffersons lebendig wie ehemals und mit der Jugend der Genialität leuchtet sie in die Zukunft mit der Klarheit und Humanität ihrer Gedanken: „ . . . Wir halten fest daran, daß es selbstverständlich ist, daß alle Menschen einander gleich geschaffen wurden; daß ihr Schöpfer sie mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet hat. Darunter ist [*sic*] Leben, Freiheit und das Streben nach Glück. Diese Rechte zu sichern sind die Regierungen unter den Menschen bestellt. . . .“

Auf diesem Dokument menschlicher Freiheit wurde die Republik aufgebaut. Es zu feiern, rüstet die amerikanische Nation die *Weltausstellung von Philadelphia*. Präsident Coolidge hat es in seiner Botschaft an den 68. Kongreß im Februar dieses Jahres klar ausgesprochen, daß es der offizielle Zweck dieser Ausstellung ist, die Fortschritte zu demonstrieren, welche die United States in den verflossenen fünfzig Jahren in allen Zweigen menschlicher Tätigkeit gemacht haben, sowie in der Förderung und Verwendung der Produkte der Erde und des Meeres. Die Republik lädt alle anderen Nationen ein, Beispiele ihres eigenen Fortschrittes beizutragen, so daß dadurch eine Straße für das internationale Verstehen geschaffen würde, und damit für den Weltfrieden.

Der größte Teil der Ausstellung wird von der City of Philadelphia finanziert. Philadelphia, das 1682 von William Penn gegründet wurde, ist heute noch in den Händen der Quäker, denen man dort noch hie und da in ihren alten Trachten begegnen kann. Seine Bevölkerung ist konservativer als irgendeine in Amerika, es hat die strengsten *blue-laws*; daher gibt es am Sonntag nicht einmal Kino, von

Theater und Tanz ganz zu schweigen. Auch die Ausstellung wird Sonntag nicht offen sein. Das ist ein ganz anderes Amerika als die bunte, tanzende, jagende Kosmopolis Newyorks, als Chicagos schmetterndes Wachstum, als San Franciscos elegantes Sichauleben. Es ist ein ernstes, in sich besonnenes, auf sich gestelltes Amerika, das von Philadelphia. Aber heute rüstet die Stadt, die mit ihren zwei Millionen Einwohnern die drittgrößte Amerikas ist, die Welt bei sich zu empfangen. Die Ausstellung soll auch nach ihrem offiziellen Schluß nicht vollständig aus Philadelphia verschwinden. So sollen zum Beispiel die Pavillons der fremden Staaten, für die der Platz von der Ausstellungsleitung umsonst zur Verfügung gestellt wird, auch weiterhin samt ihrem Inhalt auf Kosten der Stadt auf dem Platze verbleiben als permanentes Zeugnis für fremden Fleiß und Geist. Die Ausstellung soll also der Stadt Ansporn und Auftakt zu neuem, regerem Leben sein. Philadelphia hat nicht Newyorks Vergnügungstätten und Mannigfaltigkeit. Aber es hat Platz und die City hat proklamiert, daß der Ausstellung ein ganz großer, reichhaltiger Vergnügungspark angegliedert sein wird, in dem sie folgendes verheißt: „Die Vergnügungsabteilung dieser Exposition wird eine ganz neue Note in die Geschichte der Ausstellung bringen, indem sie demonstrieren wird, daß es nicht notwendig ist, niederem Geschmack zu dienen, um Erfolg zu haben.“ Philadelphia konkurriert nicht mit Newyork; es ist anders als Newyork und will es sein. Außerdem hat Philadelphia eine ausgezeichnete Lage im dichtest bevölkerten Gebiet der Vereinigten Staaten: zwanzig Millionen Menschen können auf einem Tagesausflug die Stadt erreichen.

Vielleicht sind die Hoffnungen der City von Philadelphia angefacht durch das Beispiel Chicagos, das 1893, da es noch mitten drinnen in seinen Flegeljahren war, sich die *World's Fair*, seine Weltausstellung richtete. Chicago hat seit damals nicht nur seine Einwohnerzahl verdreifacht; solches Wachstum haben ja andere Städte der Union überflügelt, zum Beispiel Detroit, die Ford-Stadt, oder Tulsa, die Ölstadt. Aber es hat sich aus einem häßlichen Entlein, aus einer schnell und prahlerisch aus Gestrüpp und Sumpfland steigenden Präriestadt zur Königin des Mittelwestens emporgeschwungen. Chicago mit seinen riesigen Parks, seinen herrlichen Boulevards, seinen Tempeln der Kunst und Wissenschaft ist heute auf den Weg, eine schöne amerikanische Stadt zu werden. 1893 erzählte ein amerikanischer Schriftsteller lachend dem blasierten Newyork: „Was Chicago auf der *World's Fair* tut? Es lernt Abendkleider tragen—am Abend.“ Heute hat Chicago nicht nur ein glänzendes gesellschaftliches, sondern auch ein bodenständiges geistiges Leben. Aber all diesen herrlichen Aufschwung datiert man zurück von der Zeit *World's Fair's*. [sic]

Wie verhält es sich nun mit der Teilnahme der Nationen Europas? Frankreich wird wohl ablehnen, denn es wird wahrscheinlich seine Ausstellung 1926 wiederholen, hat daher alle Hände voll zu tun. England wird auch beiseite stehen, denn es wird jetzt eine Zeitlang zu Hause bleiben und das Loch stopfen müssen, das ihm Wembley in seinen Geldsack gerissen. Diese Ausstellung war undiplomatisch auf diplomatischer statt auf kommerzieller Basis aufgebaut. Mit Begeisterung zugesagt haben die Sukzessionsstaaten. Sie sind jung und sie wollen sich rühren. Es scheint überhaupt, als ob die kleinen und kleineren Staaten vor allem es sein werden, die sich der Gelegenheit bedienen, die ihnen jenseits des Ozeans zur Verfügung gestellt wird.

Das wird nun Österreich [OEsterreich] tun? Auch wir sind klein, auch wir sind jung – oder wollen wir daran zweifeln? Man überlegt noch, man zögert, man kratzt sich hinter den Ohren. Man rechnet, und schließlich kommt's heraus: wir sind zu arm.

Zu arm? Zum Arbeiten oder zum In-der-Ecke-Stehen? Wir sind arm, daran ist kein Zweifel aber eben deshalb können wir es uns nicht erlauben, rückwärts und abseits zu stehen und die anderen

schaffen und für sich schreien zu lassen. Wir müssen mittun, um leben zu können. Man stellt uns ein Podium zur Verfügung, ein Podium vor der Welt, eines, das uns direkt vor das Auge des Herrn des Jahrhunderts bringt, des Durchschnittsreisenden, des Durchschnittskonsumenten, vor Millionen von Augen. Aber wir danken stolz. Dürfen wir das?

Nicht mitzutun, nicht Propaganda zu machen, kommt letzten Endes teuer; das können wir uns nicht leisten. Ober sollen wir warten, „bis wir umfallen“? Diese Worte unter Anführungszeichen, weil sie neulich von einem höheren Funktionär gebraucht wurden, als man ihm den Vorschlag machte, einem allerdings eigenartigen Projekt näherzutreten: „Daran denken wir erst, wenn wir umfallen; jetzt können wir grad noch leben.“ Dann dürfte es aber wahrscheinlich zu spät sein. Wir haben in Paris 15 Milliarden ausgegeben, wovon wir schon sieben hereinbekommen haben. Wollen wir die übrigen acht, plus aller Bemühungen, umsonst ausgegeben haben? Das aber haben wir, wenn wir nun, nachdem wir etwas geleistet und die Augen der Welt auf uns gelenkt haben, uns wieder in den Hintergrund zurückziehen. Was immer wiederkommt, immer wieder sich ins Gedächtnis ruft, das prägt sich ein, das lockt schließlich. Die Menschen sind einerseits zu träge—sie müssen immer wieder von neuem erinnert werden andererseits zu rege—denn immer Neues bringt der Wechsel der Tage. Wir haben—Gott sei Dank—angefangen, wir müssen daher weiter. Oder es war ein Schlag ins Wasser mit der flachen Hand. Wir müßten etwas Hübsches machen, aber es brauchte deswegen nicht teuer zu sein. Es sei dabei an ein Vorkommnis erinnert, das sich kürzlich in einem staatlichen Institut ereignete. Ein bewährter Meister machte den Kostenvoranschlag für ein Projekt. Man fand ihn begreiflicherweise zu hoch; ein junger, weniger bewährter, wurde herangezogen. Die Summe, die sein Plan heischte, betrug kaum den zehnten Teil. Und die Hauptsache: Sein Werk gefiel.

„*Where there is a will, there is a way*“ (Wo der Wille ist, dort findet sich ein Weg) sagt ein amerikanisches Sprichwort.

Weltausstellung in Philadelphia.

Die Frage der Beteiligung Oesterreichs.

Von Ann Tizia Veitich.

In Philadelphia, Amerikas würdevollster und strengster Stadt, in der es so viel alte Häuser gibt, wie in kaum einer anderen der großen, reichen U. S. A. — mit Ausnahme von Neworleans — steht eines, das für den Amerikaner Nationalheiligtum ist, vor dem er den Hut zieht wie in einer Kirche. Es sind aber nicht die Schauer der Vergangenheit, die dem gegenwartsfreundigen, zukunftsgeräthigen Amerikaner solchen Eindruck machen. Es ist die That, die dort vollbracht wurde, vor deren Wucht und Zielweite — auch wenn er sie nicht vollständig ermessen kann — er sich achtungsvoll und stolz beugt: sie spricht ihm aus der Würde der schmucklosen Wände; sie schwebt mit Adlerschwingen über dem Platz.

Dieses National-Heiligtum ist „Independence Hall“, wo die Begründer der amerikanischen Republik am 4. Juli 1776 die „Declaration of independence“ (Unabhängigkeitserklärung vom englischen Mutterland) unterschrieben, die Thomas Jefferson verfaßt hatte, ein Stilist und Feuergeist ersten Ranges. Seitdem ist der 4. Juli der Nationalfeiertag der Amerikaner. Aber er ist im Bewußtsein der Nation mehr als die bloße Feier eines wichtigen geschichtlichen Ereignisses, bedeutet mehr als die Erinnerung an die Loslösung von England und die staatliche Selbständigkeit. Dieser Tag steht für die Freiheit kurzweg; für die Freiheit der Völker, der Menschen, des Individuums. Für etwas also, das heute noch nicht viel mehr ist als eine Idee, ein Ideal, von den hochbegabten Vätern des Landes, wie Washington, Jefferson und die übrigen führenden Geister im Freiheitskampf gern genannt werden, auf ihr Panier erhoben wurde und seitdem tief drinnen verankert ist im Bewußtsein der Nation.

1776 bis 1926 — das sind hundertfünfzig Jahre amerikanischer Unabhängigkeit. Hundertfünfzig Jahre sind seit der Declaration of Independenees im kommenden Jahre verfloßen; aber sie ist weder brüchig, noch grau, noch altersschwach. Sie ist in der lapidaren Sprache Jeffersons lebendig wie ehemals und mit der Jugend der Genialität leuchtet sie in die Zukunft mit der Klarheit und Humanität ihrer Gedanken: „ . . . Wir halten fest daran, daß es selbstverständlich ist, daß alle Menschen einander gleich geschaffen wurden; daß ihr Schöpfer sie mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet hat. Darunter ist Leben, Freiheit und das Streben nach Glück. Diese Rechte zu sichern sind die Regierungen unter den Menschen bestellt. . . .“

Auf diesem Dokument menschlicher Freiheit wurde die Republik aufgebaut. Es zu feiern, rüstet die amerikanische Nation die Welt ausstellung von Philadelphia. Präsident Coolidge hat es in seiner Botschaft an den 68. Kongreß im Februar dieses Jahres klar ausgesprochen, daß es der offizielle Zweck dieser Ausstellung ist, die Fortschritte zu demonstrieren, welche die United States in den verfloßenen fünfzig Jahren in allen Zweigen menschlicher Tätigkeit ge-

macht haben, sowie in der Förderung und Verwendung der Produkte der Erde und des Meeres. Die Republik lädt alle anderen Nationen ein, Beispiele ihres eigenen Fortschrittes beizutragen, so daß dadurch eine Straße für das internationale Verstehen geschaffen würde, und damit für den Weltfrieden.

Der größte Teil der Ausstellung wird von der City of Philadelphia finanziert. Philadelphia, das 1682 von William Penn gegründet wurde, ist heute noch in den Händen der Quäker, denen man dort noch hie und da in ihren alten Trachten begegnen kann. Seine Bevölkerung ist konservativer als irgendeine in Amerika, es hat die strengsten blue-laws; daher gibt es am Sonntag nicht einmal Kino, von Theater und Tanz ganz zu schweigen. Auch die Ausstellung wird Sonntag nicht offen sein. Das ist ein ganz anderes Amerika als die bunte, tanzende, jagende Kosmopolis Newyorks, als Chicagos schmetterndes Wachstum, als San Franciscos elegantes Sichausleben. Es ist ein ernstes, in sich besonnenes, auf sich gestelltes Amerika, das von Philadelphia. Aber heute rüstet die Stadt, die mit ihren zwei Millionen Einwohnern die drittgrößte Amerikas ist, die Welt bei sich zu empfangen. Die Ausstellung soll auch nach ihrem offiziellen Schluß nicht vollständig aus Philadelphia verschwinden. So sollen zum Beispiel die Pavillons der fremden Staaten, für die der Platz von der Ausstellungsleitung umsonst zur Verfügung gestellt wird, auch weiterhin samt ihrem Inhalt auf Kosten der Stadt auf dem Platze verbleiben als permanentes Zeugnis für fremden Fleiß und Geist. Die Ausstellung soll also der Stadt Ansporn und Auftakt zu neuem, regerem Leben sein. Philadelphia hat nicht Newyorks Vergnügungstätten und Mannigfaltigkeit. Aber es hat Platz und die City hat proklamiert, daß der Ausstellung ein ganz großer, reichhaltiger Vergnügungspark angegliedert sein wird, in dem sie folgendes verheißt: „Die Vergnügungsabteilung dieser Exposition wird eine ganz neue Note in die Geschichte der Ausstellungen bringen, indem sie demonstriert wird, daß es nicht notwendig ist, niederem Geschmack zu dienen, um Erfolg zu haben.“ Philadelphia konkurriert nicht mit Newyork; es ist anders als Newyork und will es sein. Außerdem hat Philadelphia eine ausgezeichnete Lage im dichtest bevölkerten Gebiet der Vereinigten Staaten: zwanzig Millionen Menschen können auf einem Tagesausflug die Stadt erreichen.

Vielleicht sind die Hoffnungen der City von Philadelphia angefaßt durch das Beispiel Chicagos, das 1893, da es noch mitten drinnen in seinen Negeljahren war, sich die World's Fair, seine Weltausstellung richtete. Chicago hat seit damals nicht nur seine Einwohnerzahl verdreifacht; solches Wachstum haben ja andere Städte der Union überflügelt, zum Beispiel Detroit, die Ford-Stadt, oder Tulsa, die Oelstadt. Aber es hat sich aus einem häßlichen Entlein, aus einer schnell und prahlerisch aus Gestrüpp und Sumpfland steigenden Präriestadt zur Königin des Mittelwestens emporgeschwungen. Chicago mit seinen riesigen Parks, seinen herrlichen Boulevards, seinen Tempeln der Kunst und Wissenschaft ist heute auf den Weg, eine schöne amerikanische Stadt zu werden. 1893 erzählte ein amerikanischer Schriftsteller lachend dem blasierten Newyork: „Was Chicago auf der World's Fair tut? Es lernt Abendkleider tragen — am Abend.“ Heute hat Chicago nicht nur ein glänzendes gesellschaftliches, sondern auch ein bodenständiges geistiges Leben. Aber all diesen herrlichen Aufschwung datiert man zurück von der Zeit World's Fair's.

Wie verhält es sich nun mit der Teilnahme der Nationen Europas? Frankreich wird wohl ablehnen, denn es wird wahrscheinlich seine Ausstellung 1926 wiederholen, hat daher alle Hände voll zu tun. England wird auch beiseite stehen, denn es wird jetzt eine Zeitlang zu Hause bleiben und das Loch stopfen müssen, das ihm Wembley in seinen Geldsack gerissen. Diese Ausstellung war undiplomatisch-weise auf diplomatischer statt auf kommerzieller Basis aufgebaut. Mit Begeisterung zugesagt haben die Sukzessionsstaaten. Sie sind jung und sie wollen sich rühren. Es scheint überhaupt, als ob die kleinen und kleineren Staaten vor allem es sein werden, die sich der Gelegenheit bedienen, die ihnen jenseits des Ozeans zur Verfügung gestellt wird.

Was wird nun Oesterreich tun? Auch wir sind klein, auch wir sind jung — oder wollen wir daran zweifeln? Man überlegt noch, man zögert, man kratzt sich hinter den Ohren. Man rechnet, und schließlich kommt's heraus: wir sind zu arm.

Zu arm? Zum Arbeiten oder zum In-der-Ecke-Stehen? Wir sind arm, daran ist kein Zweifel, aber eben deshalb können wir es uns nicht erlauben, rückwärts und abseits zu stehen und die anderen schaffen und für sich schreien zu lassen. Wir müssen mittun, um leben zu können. Man stellt uns ein Podium zur Verfügung, ein Podium vor der Welt, eines, das uns direkt vor das Auge des Herrn des Jahrhunderts bringt, des Durchschnittsreisenden, des Durchschnittskamfumenten, vor Millionen von Augen. Aber wir danken stolz. Dürfen wir das?

Nicht mitzutun, nicht Propaganda zu machen, kommt letzten Endes zu teuer; das können wir uns nicht leisten. Oder sollen wir warten, „bis wir umfallen“? Diese Worte unter Anführungszeichen, weil sie neulich von einem höheren Funktionär gebraucht wurden, als man ihm den Vorschlag machte, einem allerdings eigenartigen Projekt näherzutreten: „Daran denken wir erst, wenn wir umfallen; jetzt können wir grad noch leben.“ Dann dürfte es aber wahrscheinlich zu spät sein. Wir haben in Paris 15 Milliarden ausgegeben, wovon wir schon sieben hereinkommen haben. Wollen wir die übrigen acht, plus aller Bemühungen, umsonst ausgegeben haben? Das aber haben wir, wenn wir nun, nachdem wir etwas geleistet und die Augen der Welt auf uns gelenkt haben, uns wieder in den Hintergrund zurückziehen. Was immer wiederkommt, immer wieder sich ins Gedächtnis ruft, das prägt sich ein, das lockt schließlich. Die Menschen sind einerseits zu träge — sie müssen immer wieder von neuem erinnert werden anderseits zu rege — denn immer Neues bringt der Wechsel der Tage. Wir haben — Gott sei Dank — angefangen, wir müssen daher weiter. Oder es war ein Schlag ins Wasser mit der flachen Hand. Wir müßten etwas Hübsches machen, aber es brauchte deswegen nicht teuer zu sein. Es sei dabei an ein Vorkommnis erinnert, das sich kürzlich in einem staatlichen Institut ereignete. Ein bewährter Meister machte den Kostenvoranschlag für ein Projekt. Man fand ihn begreiflicherweise zu hoch; ein junger, weniger bewährter, wurde herangezogen. Die Summe, die sein Plan heischte, betrug kaum den zehnten Teil. Und die Hauptsache: Sein Werk gefiel.

„Where there is a will, there is a way“ (Wo der Wille ist, dort findet sich ein Weg) sagt ein amerikanisches Sprichwort.